

Der böse Goethe*)


Von Hermann Bahr.

Eine kluge Berlinerin hat mir einmal gesagt: „Ich mag Goethe nicht, er erinnert mich zu sehr an Paul Lindau. Ich mag solche gelassen heitere, ewig gleiche Menschen nicht, denen es nie schlecht geht!“ Man wird das paradox finden. Aber ich kann es schon begreifen. Der Goethe, den wir in der Schule lernen, der olympische, ungetrübt strahlende, niemals verzagende, ruhig erhabene, dieser un menschliche Goethe muß wirklich jeder tieferen und sehnächtigen Natur verdächtigt sein. Er ist aber nur eine Fabel der Germanisten. Diese haben sich einen Goethe erfunden, der ungefähr den Werken seiner Reife entspricht. Sie sind nämlich schlechte Psychologen und meinen, in seinen Werken drücke der Dichter das Wesen und die Stimmung aus, die er im Leben hat. Dies ist es aber nicht, sondern da drückt er aus, was ihm im Leben fehlt. Er ist in seinen Werken, was er im Leben gern wäre. Er überwindet sich in ihnen und wird, wonach er sich sehnt. Und wie wir die Würde und das Maß der alten Statuen erst begreifen, wenn uns die Not, die Wut, die Hysterie der Griechen aufgegangen ist, so kann nur, wer zuvor den bösen Goethe gesehen hat, erst die Schönheit des heiter gütigen erkennen.

„Man sah ihm an, daß er in sich selber ruht und über Lob und Tadel erhaben ist,“ hat Eckermann von ihm gesagt, und Schiller schrieb: „Während wir anderen mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baum schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen.“ Auch Grillparzer schildert ihn ähnlich: „Er sah halb wie ein König aus und halb wie ein Vater.“ Doch findet dieser schon, er habe „etwas unendlich Rührendes“ gehabt. Er mochte durchfühlen, was es ihn gekostet haben muß, zum „König“ zu werden, und wie schwer diese Leichtigkeit, diese Ruhe, diese Sicherheit erzwungen worden waren.


Bevor er es sich abgerungen hatte, so zu scheinen, wie er gern gewesen wäre, finden wir ihn ganz anders geschildert. 1779 schreibt Frau Schloffer an Jacobi: „Goethe kann gut und brav, auch groß sein, nur in Liebe ist er nicht rein und dazu wirklich nicht groß genug. Er hat zu viel Mischungen in sich, die wirren, und da kann er die Seite, wo eigentlich Liebe ruht, nicht blank und eben lassen. Goethe ist nicht glücklich, und kann schwerlich glücklich werden.“ Um dieselbe Zeit heißt es in einem Briefe Wielands über ihn: „Zum Glück mußte sich's treffen, daß der fast immer wütige Mensch diesen Tag gerade in

Mit freundlicher Genehmigung des Verfassers aus seinem bei S. Fischer in Berlin erschienenen Buche „Dialog vom Tragischen“.



seiner besten rezeptivsten Laune und so amufable war, wie ein Mädchen von Sechszehn . . . Ein paar Tage darauf gestund er selbst, daß er in drei Jahren vielleicht nicht wieder in diesen Grad von Rezeptivität und Offenheit jedes Sinnes für ein opus hujus furfuris et farinae kommen würde.“ November 1779 kommt Lavater mit dem Herzog und Goethe zu Bodmer, und dieser erzählt: „Als wir standen, stellte Lavater Goethe vor mich und sagte, ich sollte die Augenbrauen, die Stirn, den Mund (alles in seinen Kunstwörtern) begucken, ob ich darin nicht einen bösen Menschen erblicke.“ Frau Herder schreibt an ihren Mann 1778: „Goethe besucht mich meistens alle andern Tag. Er war gestern nachmittag da. Er ist beinahe wie ein Chamäleon: bald bin ich ihm gut, bald nur halb.“ 1806 schildert ihn Stephan Schütze in der Gesellschaft bei Johanna Schopenhauer: „Es konnte einem ganz ängstlich zumute werden, wenn er verstimmt in die Gesellschaft trat und aus einem Winkel in den andern ging . . . Das Merkwürdigste war, ihn fast jedesmal in einer andern Stimmung zu sehen, so daß, wer ihn mit einem Mal zu fassen glaubte, sich das nächste Mal gewiß gestehen mußte, daß er ihm wieder entschlüpft sei. Man hatte bald einen sanft ruhigen, bald einen verdrießlich abschreckenden (auch Kummer drückte sich gewöhnlich bei ihm durch Verdrießlichkeit aus), bald einen sich absondernden, schweigsamen, bald einen beredten, ja redseligen, bald einen episch-ruhigen, bald — wie wohl seltener — einen feurig-aufgeregten, begeisterten, bald einen ironisch-scherzenden, schalkhaft neckenden, bald einen zornig scheltenden, bald sogar einen übermütigen Goethe vor sich.“ Und als er einmal, erzählt Schütze weiter, Calderons standhaften Prinzen vorlas, sei er, „bei der Szene, wo der Prinz als Geist mit der Fackel in der Nacht dem kommenden Heere voranleuchtet, so von der Schönheit der Dichtung hingerissen worden, daß er mit Heftigkeit das Buch auf den Tisch warf, daß es auf die Erde fiel.“ Ebenso habe er sich aber auch kindisch freuen können, wenn es in den Weimarischen Volksstücken recht „verrucht“ zuing, was „in seinem Munde für ein Lob zu achten war.“

Er ist nicht glücklich und kann schwerlich glücklich werden, der immer wütige Mensch, beinahe wie ein Chamäleon, bald verdrießlich abschreckend, bald verrucht vergnügt, alles mit Heftigkeit, alles extrem und täglich ein anderes, wie er es einmal an die Stein nennt, „inneres Wetter“ — dies ist nun freilich der Goethe nicht, den uns der gute Eckermann vorgemacht hat. Dienstag, den 10. Juni 1823 war Eckermann zum ersten Mal bei Goethe, dem es in jenen Jahren zur Maxime geworden war, daß der „durch seine Leidenschaften und Schicksale verbüfterte Mensch der Klarheit und der Aufheiterung bedarf.“ So zog er den gelehrigen jungen Mann an sich, um ihm den Anblick einer vollendeten Bildung zu gewähren und durch ihn „die Seligkeit der eigenen Kultur auf die Nachkommen auszugießen.“ Er zeigte sich ihm so, wie er unter den Deutschen fortzuleben und fortzuwirken gesonnen war, um diesem leidenschaftlichen und trüben Volke zu einer helleren und friedlichen Kultur zu helfen. „In seinen Empfindungen heiter und jung wie der beginnende Lenz, in seinen Worten alt an Weisheit“,



so der aufblickenden Nation dargeboten, mochte er hoffen, ihr die Tugenden der schönen Sitte aufzuzwingen. Deshalb hat er sich vor Eckermann immer, wie wir heute sagen würden: „stilisiert“, nämlich, wie er glaubte, daß ihn die Deutschen brauchten. Man merkt aber doch oft bald seinen Zorn, bald seine Wehmut durch, und wie gelassen und überlegen er sich gewaltsam halten mag, immer, immer „sitzt ihm ein stiller, trauriger Zug über der Seele“. (Auch dieser Ausdruck ist aus einem Briefe an die Stein.) Immer wieder die Klage über seine tiefe Einsamkeit: „Sie mögen nun denken, wie es um die Meinungen der Masse ausfah und wie man eigentlich immer allein stand.“ (Ähnlich heißt es in der Campagne: „Man kann sich keinen isolierteren Menschen denken als ich damals war und lange Zeit blieb.“) Und ähnlich sagt er einmal zum Kanzler von Müller: „Der Meister belegt, in welcher entsetzlichen Einsamkeit er verfaßt worden, bei meinem stets aufs allgemeinste gerichteten Streben.“) Und immer wieder auch die Erinnerung an Zeiten, „wo ich mit Tränen einschlief“. Und immer wieder die Sorge, wie „herzlich schlecht es uns alten Europäern geht . . . Man sollte oft wünschen, auf einer der Südseeinseln als sogenannter Wilder geboren zu sein, um nur einmal das menschliche Dasein ohne falschen Beigeschmack, durchaus rein, zu genießen. Denkt man sich bei deprimierter Stimmung recht tief in das Elend unserer Zeit hinein, so kommt es einem oft vor, als wäre die Welt nach und nach zum jüngsten Tage reif. Und das Übel häuft sich von Generation zu Generation! Denn nicht genug, daß wir an den Sünden unserer Väter zu leiden haben, sondern wir liefern auch diese geerbten Gebrechen, mit unseren eigenen vermehrt, unseren Nachkommen.“ Und dann tauchen so merkwürdige Sätze auf: „Übrigens aber ist der Mensch ein dunkles Wesen, er weiß nicht, woher er kommt, noch wohin er geht, er weiß wenig von der Welt und am wenigsten von sich selber. Ich kenne mich auch nicht, und Gott soll mich auch davor behüten.“ Und endlich gar das furchtbare Bekenntnis: „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt.“

Zelter ist vielleicht der einzige Mensch gewesen, den Goethe wirklich gern gehabt hat. Er sah ihn tief unter sich, aber eigentlich mochte er ihn manchmal insgeheim beneiden, weil diesem tüchtigen „Lebe, Lust- und Reise-Mann“ gewährt war, sich immer gleich zu bleiben. Der brave Berliner schlug fest um sich, nicht weiter, als daß er selbst noch die Wirkungen gewahren konnte, und wie er, immer nur der Forderung des Tages ergeben, alles um sich gedeihen sah, mochte er ihm recht als der Tätige erscheinen, der immer zu nützen, zu helfen bereit steht. Neben ihm kommt er sich selbst als der Einsiedler vor, „dem Nachdenken und der Betrachtung hingegeben, die Gegenwart aufopfernd, der Zukunft sich widmend“, und während jener, „in die kreiselnde Bewegung

einer großen Königstadt verschlungen“, doch seiner immer gewiß bleibt, braucht er die Ruhe seines Gartens am Stern, um „sich zu sammeln und zu manchem guten Hervorbringen zu einigen und zu innigen.“ Er seufzt: „Es ist mir doch, als wenn selbst gute und vorzügliche Menschen an gewissen Tagen, unter gewissen Umständen, nichts zu taugen verdammt wären.“ Und ein anderes Mal, vom Misanthropen des Molière sprechend: „Freilich mußte er (Molière) das aus seinem eigenen Busen nehmen, er mußte seine eigenen Beziehungen gegen die Welt schildern; aber was für Beziehungen! Die allgemeinsten, die es nur geben kann. Ich wollte wetten, du hast dich auf mehr als einer Stelle auf der Tat ertappt. Und spielst du nicht dieselbe Rolle gegen deine Tagesgenossen? Ich bin alt genug geworden und habe es doch noch nicht so weit gebracht, mich an die Seite der epikurischen Götter zu setzen“. Und einmal, der Qual des nutzlosen Ringens fast erliegend: „Wenn der Mensch nicht von Natur zu seinem Talent verdammt wäre, so müßte man sich als törricht schelten, daß man sich in einem langen Leben immer neue Pein und wiederholte Mühsal aufladet.“

Aber nirgends richtet sich der böse Goethe strenger und mächtiger auf als in den Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller. Der Kanzler bemerkt einmal: „Neue Lehre, wie schwer es ist, mit Goethe umzugehen.“ Bald finden wir ihn „taciturn und marode“, „abgespannt und einsilbig“, „nicht aufgelegt“ und: „nichts ist peinlicher, als das Zusammensein mit ihm, wenn er jeden Gesprächsfaden sogleich fallen läßt oder abreißt“, auf jede Frage mit: „Gute Menschen! Es ist ihnen aber nicht zu helfen,“ oder „Da mögt ihr jungen Leute zusehen, ich bin zu alt dazu“ antwortet und manche lange Pause mit nichts als „Sm! Sm!“ ausfüllt, auch wohl den Kopf wie aus Schläfrigkeit sinken läßt; bald „leidenschaftlich und abstoßend“ in seiner „Grobianslaune“ oder gar von jener „bitter-humoristischen Stimmung und sophistischen Widerspruchsart, die man so ungern zuweilen an ihm wahrnimmt . . . wie schmerzlich ist es doch, solch eines Mannes innere Zerrissenheit zu gewahren, zu sehen, wie das verlorene Gleichgewicht seiner Seele sich durch keine Wissenschaft, keine Kunst wieder herstellen läßt, ohne die gewaltigsten Kämpfe, und wie die reichsten Lebenserfahrungen, die hellste Würdigung der Weltverhältnisse ihn davor nicht schützen konnten!“ So gräbt er sich in seiner „Dachshöhle“ ein und sieht zu, wie er sich „durchfliekt“, in einer ungeheuren Entfugung: „Ich will nichts von den Freuden der Welt, wenn sie mich nur auch mit ihren Leiden verschonen wollte!“ Und „seine ganze Haltung“ gibt „den Begriff eines unbefriedigten, großartigen Strebens, einer gewissen inneren Desperation“. Und wenn wir ihn einmal sagen hören: „Man muß nur immer sorgen, erregt zu werden, um gegen die Depression anzukämpfen“, dann verstehen wir den „olympischen“ Goethe erst: er ist in der furchtbaren Not des „bösen“ geboren worden.

Der olympische der Germanisten kann uns nicht helfen. Wir begreifen ihn nicht, wir empfinden nur das eigene Leid desto härter. Aber der böse mag uns trösten: denn er lehrt, wozu dem Menschen die Qual gegeben wird, und wir

verstehen durch ihn das Wort Hebbels, das vielleicht alles Geheimnis enthält:
„Was du meine Krankheit nennst, ist zugleich die Quelle meines, wie jedes
höheren Lebens. Für das, was den Menschen Glück heißt, hab ich niemals
viel Sinn gehabt und verliere ihn mehr und mehr; dafür gibt es einzelne Stunden,
die mich mit einem überschwenglichen Reichtum innerer Fülle überschütten; dann
löst sich mir jedes Rätsel, ich fühle mich selbst in meiner Würde und meiner
Kraft, ich erkenne, daß meine größten Schmerzen nur die Geburtswehen meiner
höchsten Genüsse sind.“

Lili's Part*)

Ist doch keine Menagerie
So bunt als meiner Lili ihre!
Sie hat darin die wunderbarsten Thiere,
Und kriegt sie 'rein, weiß selbst nicht wie.
O wie sie hüpfen, laufen, trappeln,
Mit abgestumpften Flügeln zappeln,
Die armen Prinzen allzumal,
In nie gelöschter Liebesqual!

Wie hieß die Fee? — Lili? — Fragt nicht nach ihr!
Kennt ihr sie nicht, so danket Gott dafür.

Welch ein Geräusch, Welch ein Gegacker,
Wenn sie sich in die Thüre stellt
Und in der Hand das Futterkörbchen hält!
Welch ein Gequack, Welch ein Gequacker!
Alle Bäume, alle Büsche
Scheinen lebendig zu werden:

*) Auch dies als ein Zeichen des „bösen“ Goethe, der „wütig“ sein konnte, — sogar
humoristisch. In den Lili-Liedern finden wir ihn öfters, — humoristisch und anders.
3. B. „still und wild“. Sein Bild ist dort das Bild

„Des Menschen, der in aller Welt,
Nie findet Ruh noch Rast,
Dem wie im Hause, so im Feld
Sein Herz schwilt zur Last.“

Für „der Liebe alles heilenden Giftbalsam“ hat er im „Liede des Brander“ (Auer-
bach's Keller) den Vergleich mit Rattengift. Und er ruft:

„Liebe! Liebe! Laß mich los!“